

Schwarze sind unter gewissen Umständen äußerst tolerant, was Jubelgeschrei, Spötteleien, Übertreibungen, Anspielungen, mangelnden Respekt, unflätige Sprache und sogar regelrechte Beleidigungen angeht, aber gegen Verunglimpfungen der Familie setzt man sich unverzüglich zur Wehr.

Ich sagte: »Und woher weißt du so gut über meine Kindheit Bescheid? Hat mein Vater dir davon erzählt, wenn er bei uns zu Hause fehlte und stattdessen bei deiner Mutter war?«

Ich ging davon aus, dass Julian explodieren würde. Seine Reaktion schockierte mich. Er prustete los vor Lachen und konnte sich gar nicht mehr beruhigen. Das ganze Auto wackelte und fuhr immer langsamer, während er sich am Lenkrad festklammerte. Sein Lachen steckte mich an, ich zupfte an seiner Jacke und schlug mir aufs Knie. Wundersamerweise kamen wir nicht von der Straße ab. Wir lachten immer noch, als er in eine Einfahrt bog und den Motor abschaltete.

»Wird schon alles gut werden, Mädchen. Du hast nicht alles vergessen. Du weißt dich zu wehren. Jetzt musst du nur noch dran denken ... dass du dich manchmal gegen dich selbst wehren musst.«

Wir stiegen aus, Julian nahm mich in den Arm, und so gingen wir gemeinsam auf das Nationaltheater Ghanas zu, ein rundes weißes Gebäude inmitten grünschwarzer Bäume.

Efua Sutherland hätte für die Originalbüste von Nofretete Modell gestanden haben können. Sie war hochgewachsen, schlank, Schwarz und wunderschön, und sie sprach so leise, dass ich die Ohren spitzen musste, um sie zu verstehen. Eine undurchdringliche Aura umgab sie wie schweres Parfüm, und sie trug ein strenges, bodenlanges weißes Gewand.

Regungslos saß sie da, während Julian meine furchtbare Geschichte erzählte und damit abschloss, dass mein einziges Kind derzeit im Militärhospital lag. Als Julian verstummte und sie demonstrativ ansah, stellte ich erfreut fest, dass Efuas gelassene Miene keine mitleidigen Risse bekam. Sie schwieg, und Julian fuhr fort: »Maya schreibt. Wir kennen uns von zu Hause. Sie hat für Martin Luther King gearbeitet. Sie ist ganz allein hier, darum nehme ich die Rolle ihres Bruders ein, aber sie muss mit einer Frau reden, und sie braucht bald Arbeit.«

Efua sagte nichts, wandte sich aber schließlich mir zu, und ich hatte das Gefühl, als würde ich ganz und gar von ihr absorbiert. Der Moment kam mir vor wie eine Ewigkeit.

»Maya.« Sie erhob sich und kam auf mich zu. »Schwester Maya, das mit der Arbeit sehen wir später, aber jetzt brauchst du erst mal eine gute Freundin.« Ich hatte seit dem Unfall nicht geweint. Im ersten Krankenhaus hatte ich dabei geholfen, Guys reglosen Körper auf den Röntgentisch zu legen, ich hatte mitangepackt, als er zum Krankenwagen getragen wurde, der ihn in ein anderes Hospital bringen sollte. Ich hatte geschlafen, war aufgewacht, war herumgelaufen und hatte gelebt – in einer Atmosphäre, die so dicht war, dass ich nur sehr flach atmen und automatisierte Bewegungen ausführen konnte.

Efua legte die Hand auf meine Wange und wiederholte: »Schwester, du brauchst eine gute Freundin, weil du weinen musst, und jemand muss dich weinen sehen.«

Ihre Gesten und ihre Stimme waren hypnotisierend. Ich fing an zu weinen. Sie streichelte eine Weile mein Gesicht und kehrte dann an ihren Platz zurück. Sie begann, sich mit Julian über andere Dinge zu unterhalten. Ich weinte weiter und war peinlich berührt, weil ich gar nicht mehr aufhören konnte. Als Kind sagte meine Großmutter in solchen Momenten zu mir: »Pass auf, Schwester. Je mehr du weinst, desto weniger wirst du pinkeln, und Pinkeln ist wichtiger.« Doch als der Hahn erst geöffnet war, musste er einfach leerlaufen. Ich hatte keinerlei Einfluss darauf.

Efua schickte Julian weg und versicherte ihm, sie würde mich zum Krankenhaus bringen. Ich sah sie an, aber sie schien völlig in sich zu ruhen, und ich war frei, alle Bitterkeit und alles Selbstmitleid der letzten Tage herauszuweinen.

Als ich fertig war, erhob sie sich wieder und bot mir ein Taschentuch an. »Und jetzt, Schwester, musst du essen. Essen und trinken. Du musst auftanken.« Sie rief ihren Fahrer, der uns zu ihr nach Haus brachte.

Sie war Dichterin, Dramatikerin, Lehrerin und Leiterin des Nationaltheaters. Im Auto sprachen wir über Shakespeare, Langston Hughes, Alexander Pope und Sheridan. Wir waren uns einig, dass Kunst die Blume des Lebens war und dass Schwarze Künstler aller jahrelangen ungerechten Behandlung zum Trotz einige der allerschönsten Blüten darstellten.

Sie kannte den Präsidenten und nannte ihn vertraut »Kwame«.

Sie sagte: »Kwame hat gesagt, Ghana muss seine eigenen Legenden zur Heilung einsetzen. Ich habe die alten Sagen neu aufgeschrieben, um den Kindern beizubringen, dass ihre Geschichte reich und edel ist.«

Ihr Haus, weiß wie Kreide und sachlich, hatte runde Wände, die einen grünen Rasen umschlossen. Ihre drei Kinder kamen lachend herbei, um mich zu begrüßen, und ihr Dienstmädchen brachte mir Essen. Mit dem Mädchen sprach Efua Fanti, mit den Kindern eine Mischung aus Fanti und Englisch.

»Das ist Tante Maya. Sie kommt jetzt öfter zu uns. Ihr Sohn ist krank, aber den werdet ihr auch noch kennenlernen, wenn er wieder rauskommt aus dem Krankenhaus.«

Esi Rieter, mit zehn Jahren die Ältteste, Ralph, sieben, und der fünfjährige Amowi wollten sofort wissen, wie alt mein Sohn ist, was er hat, ob ich noch mehr Kinder habe, was ich arbeite. Efua schickte sie weg und versicherte ihnen, die Zeit würde all diese Fragen beantworten.

Ich aß, wie ich geweint hatte, reichlich. Nach dem Essen ging Efua mit mir zum Auto.

»Du bist nicht allein, Schwester. Ich werde morgen selbst ins Krankenhaus gehen. Dein Sohn ist jetzt mein Sohn. Er hat hier ab sofort zwei Mütter.« Wieder legte sie die Hand an meine Wange. »Du musst dich in Geduld üben, Schwester. Du musst es versuchen.«

Als der Fahrer vor dem Krankenhaus hielt, fühlte ich mich so kühl und erfrischt, als sei ich gerade den Becken von Bethesda entstiegen und als hätte das Heilwasser viele meiner Sorgen von mir abgewaschen.

Das Krankenhaus wurde bunt, auf den Fluren war Gelächter zu hören, und Guys gute Laune war keine Einbildung mehr. Er und die Ärzte hatten überraschenderweise Recht gehabt. Die Genesung war ihm an seinen Händen anzusehen und daran, wie er mit dem schweren Gips durch die Flure rumpelte.

Die Sonne, die so gnadenlos geknallt und gebrannt hatte, tauchte mich nun in wohlthuende Strahlen, hievte mich aus der Depression und setzte mich wieder auf die Füße, wo ich es laut meinem neuen Gemüt verdient hatte, zu sein.

Ich lächelte fremde Menschen an und nahm Gebäude und Straßen wahr. Es dauerte Wochen, bis mir bewusst wurde, dass ich meine Nöte losgelassen hatte.

Der Besuch bei Efua und Julians widerstrebendes, aber aufrichtiges Angebot, mein Bruder zu sein, waren sehr wirksame Medizin gewesen.

Ich konnte es nicht abwarten, mein Leben in Ordnung zu bringen. Natürlich würde ich nicht nach Liberia gehen, also ... musste ich zusehen, dass ich Arbeit fand, ein Auto und eine Wohnung, in der Guy wieder ganz gesund werden konnte. Ich musste mir die Haare, die Finger- und die Fußnägel machen lassen. Mein Aufzug war eine Schande.

Panikattacken kamen und gingen. Hatte während der zweimonatigen Depression meine Entschlossenheit Schaden genommen? Der einzige Bereich meines Lebens, den ich je wirklich unter Kontrolle gehabt hatte, war ich selbst gewesen. Offenbar war ich verdammt nah daran vorbeigeschrammt, diese Kontrolle aufzugeben zugunsten grenzenlosen Selbstmitleids.

Ich dachte über Julians harsche Worte nach. »Deine Mutter hat dich schließlich nicht in der Hundehütte großgezogen.« Und das war noch stark untertrieben.

Meine Mutter, diese hübsche, zierliche Frau mit der stählernen Brust, hatte mir und meinem Bruder Bailey beigebracht, dass jeder »sich um seinen eigenen Kram kümmern, auf eigenen Beinen stehen, sich selbst ins Zeug legen und wie besessen arbeiten« muss. Und sie fügte stets hinzu: »Hofft auf das Beste, aber rechnet stets mit dem Schlimmsten. Ihr werdet nicht immer das bekommen, wofür ihr bezahlt habt, aber ihr werdet ganz sicher immer für das bezahlen, was ihr bekommt.« Vivian Baxter hatte für jede Lebenslage einen klugen Spruch auf Lager, und wenn nicht, dachte sie sich schnell einen aus.

Ich war ihr eine gute Schülerin gewesen, hatte ihren Rat angenommen und verinnerlicht, und so schob ich jetzt die an mir nagende Angst von mir, dass ich vielleicht einen Teil meines mir ureigenen und überlebenswichtigen Starrsinns eingebüßt hatte.

Ich sah mir nicht nur das Chaos genauer an, in dem ich die letzten Monate gelebt hatte, sondern auch meine Nachbarinnen. Zu meiner Überraschung wohnten viele der Frauen, die an unserem ersten Abend auf der Party waren und die Guy immer wieder

treu im Krankenhaus besucht hatten, auf derselben Etage. Fasziniert stellte ich fest, dass den Hausgästen gratis Mopps, Besen, Eimer und andere Putzgeräte zur Verfügung standen.

Alice und Vicki sahen mir dabei zu, wie ich mich aus meinem Kokon befreite, und nahmen mich bis auf ein paar zarte Neckereien kommentarlos an. Während ich die paar Quadratmeter Boden in meinem Zimmer wischte und meine Sachen wusch, sagte Alice: »Ich würde ja anbieten, dir zu helfen, Maya, aber irgendwie habe ich keins der häuslichen Talente geerbt, die unsereins nachgesagt werden.«

Vicki bot ihre Hilfe an, aber mir war klar, dass die Arbeit etwas Kathartisches hatte, und so schrubbte ich die Wände, polierte die Türkäufe und das winzige Fenster ganz allein. Die Schmutzschicht und der üble Geruch der Niederlage verschwanden im Dreckwasser.

Die Bewohnerinnen des YWCA verziehen mir, dass ich mich der Hoffnungslosigkeit so hemmungslos hingeeben hatte, und wir fingen an, in der hauseigenen Cafeteria und auf den mir noch völlig unbekanntem Straßen Zeit miteinander zu verbringen. Alice zeigte mir den riesigen Bogen auf dem Black Star Square, der zum Teil nach der von dem ehemaligen Sklaven und Abolitionisten Frederick Douglass in den USA gegründeten Zeitung benannt war.

Vicki und Sylvia Boone fuhren mit mir zum Flagstaff House, dem Regierungssitz. Als ich sah, wie Afrikaner das offizielle Gebäude betraten und wieder verließen, bebte ich vor einer bis dahin ungekannten Ehrfurcht. Die Souveränität, mit der sie sich über die Marmorstufen bewegten, bewies wieder einmal, dass die Weißen sich stets geirrt hatten. Schwarze und braune Haut waren keine Merkmale gottgegebener Minderwertigkeit. Wir waren durchaus in der Lage, uns, unsere Städte und unser Leben selbst zu verwalten, und zwar kultiviert und mit Erfolg. Wir mussten keine Weißen bitten, uns zu erklären, wie die Welt funktioniert, oder uns in die Geheimnisse des Denkens einzuführen.

Meine Besuche im Krankenhaus schrumpften zusammen auf eine tägliche Stippvisite, und zu sehen, wie gut Guy aufgelegt war, ließ mich wieder jung werden.

Efua stellte mich dem Präsidenten des Instituts für Afrikastudien der Universität vor und bat ihn, mich einzustellen. Sie hatte ihm erzählt, dass ich eigentlich eine Stelle in Liberia antreten wollte, dass dann aber mein siebzehnjähriger Sohn einen Verkehrsunfall hatte und dass ich nun in Ghana bleiben müsse, bis er wieder ganz genesen sei. Lächelnd erklärte sie ihm, dass ich bereits versuchte, Fanti zu verstehen, und dass ich eine gute Ghanaerin abgeben würde.

Professor J. H. Nketia, einer der führenden Gelehrten Ghanas, war erschütternd unpräzise. Geduldig hörte er Efua zu, dann fragte er mich: »Können Sie tippen?« Als ich sagte, nur ein bisschen, aber dass ich archivieren und schreiben konnte, umschloss er das Kinn mit einer kompakten braunen Hand und lächelte. »Können Sie am Montag anfangen?« Er erklärte, ich würde nach ghanaischem Standard bezahlt und dass er mir ein kleines Auto besorgen würde. Mir war klar, dass der mir angebotene Job mehr über

Nketias Leidenschaft und Zuneigung für Efua aussagte als darüber, wie sehr er meine Dienste benötigte.

Ausländische Uni-Angestellte verdienten viel Geld, verglichen mit dem ghanaischen Durchschnittseinkommen, und sie erhielten großzügige Ausgleichszahlungen. Sie bekamen Wohngeldzulage, einen Unterrichtszuschuss für ihre Kinder oder Unterstützung bei deren weiterer Ausbildung, Beförderungsbeihilfe und eine Sondervergünstigung mit der charmanten Bezeichnung Standortkompensation. Sie alle waren in ihren Heimatländern rekrutiert und aufgrund ihrer akademischen Referenzen und Erfahrung eingestellt worden. Ich dagegen konnte abgesehen von zwei Jahren an der Abendschule nicht mehr als einen Highschoolabschluss vorweisen.

Ich nahm mir fest vor, diesen Job, ganz gleich, was er beinhaltete, mit großer Gewissenhaftigkeit und Heiterkeit anzugehen.

Einer der Professoren nahm sich ein Freisemester, und ich durfte drei Monate in seinem Haus wohnen. Als Guy aus dem Krankenhaus entlassen wurde, zog er in unser möbliertes, aber vorübergehendes Zuhause ein.

Die Gemeinschaft Schwarzer »Expats« öffnete sich und nahm mich bei sich auf, als hätten sie schon lange einen Platz für mich freigehalten.

Der Anführer dieser Gruppe, wenn eine solche Ansammlung von Exzentrikern denn überhaupt angeführt werden konnte, war Julian. Er hatte in den USA bereits drei Bücher veröffentlicht, hatte in einem Stück am Broadway mitgespielt und war ein angesehener, in Amerika ansässiger Intellektueller gewesen, bis eine Begegnung mit der CIA und dem FBI dafür sorgte, dass er nach Afrika floh. Auf seiner Flucht begleitete und unterstützte ihn Ana Livia, die politisch mindestens genauso brisant war wie er.

Sylvia Boone, eine junge Soziologin, war das erste Mal mit einer von der Kirche organisierten Reise in Afrika gewesen und dann deutlich gebildeter, mit einem doppelten Master und fließend Französisch sprechend wiedergekommen und hatte ihren Platz auf dem Kontinent gefunden. Ted Pointiflet war Maler, er redete immer wieder, aber durchaus gemäßigt davon, dass Afrika selbstverständlich das einzige Ziel aller Schwarzen Amerikaner sein konnte. Lesley Lacy, eine schlanke Studentin im Master, war Expertin für Marxismus und Garveyismus, während Jim und Annette Lacy, nicht mit Lesley verwandt, Grundschullehrer waren und etwas aus dem Rahmen fielen, weil sie mehr zuhörten als redeten. Der finster dreinblickende Frank Robinson, Klempner, hatte ein ansteckendes Lachen und hegte glühende Verehrung für Nkrumah. Vicki Garvin war früher aktive Gewerkschafterin gewesen, Alice Windom war ausgebildete Soziologin. Ich nannte die Gruppe »Revolutionäre Rückkehrer«.

Jeder Einzelne hatte etwas anderes nach Afrika mitgebracht – unterschiedliche Talente, Energien, Schwung, Jugendlichkeit und schreckliche Sehnsüchte, die es zu akzeptieren galt. Auf Julians Veranda versuchten wir uns an warmen schwarzen Abenden gegenseitig zu überbieten, wenn es darum ging, Amerika niederzumachen und Afrika zu lobpreisen.